

HINWENDUNG ZU GOTT ALS KRITIK AN DER POLITIK: UNTERSUCHUNG ZU FRIEDRICH SCHILLERS *WILHELM TELL*

Paul MEKONTSO
paulmekontso@yahoo.fr
University of Maroua, Cameroon

Abstract: *In the process of secularisation that began in the 18th century in Europe, man tried to emancipate himself from religious authority and aspired to the knowledge of the intramundane reality without religious influence. However, an obstacle to secularisation remains the political factor, which persists with despotic and cruel regimes exercising violent and oppressive authority over man. The renewed return to religion observed today all over the world is due to this repressive situation where Man, in the absence of democratic transparency or political protection, is left to his own devices and has only God to return to. The present article is inspired by this observation in the dramatic text „William Tell” by the German classic Friedrich Schiller. In this text, which is set in a despotic context, there is not a single page, where God is not revealed. Drawing on the German philosopher Ludwig Feuerbach’s profound and convincing treatment of the psychological dimension of religion, this article explains the Swiss Man’s penchant and infatuation for God in Schiller’s play under the tyrannical Austrian Habsburg regime. To better demonstrate the place of God in the life of oppressed Man, Schiller considers two contexts in his historical play: the historical context of the 14th century where the Habsburgs attempt to subjugate the Swiss people and Schiller’s present context of the 18th century where tyranny reaches its peak in the context of the French Revolution. In „William Tell”, which is Schiller’s reaction against the throes of the French Revolution, which still resembles the political throes of the Habsburgs in Switzerland in the 14th century, the Weimar classic, Schiller tries to show in the political dimension how the return to God in the context of political violence can lead to non-violence and social peace.*

Keywords: *tyranny, orientation to God, political criticism, non-violence, freedom.*

Einführung

Schiller thematisiert weitestgehend das Göttliche als Kritik an der Politik in seinem Drama *Wilhelm Tell*. „Eine Distanzierung eigener Art nicht nur von der Französischen Revolution, sondern vom Bereich der Politik im Ganzen ergibt sich mittelbar durch eine gewisse Erhöhung der Vorgänge in eine quasi-religiöse Sphäre“ (Schiller, 2004: 230). Distanzierung von der Politik bedeutet deren Desavouierung (Schiller, 2004: 231) zugunsten des Göttlichen. Schiller desavouiert die Politik, weil Herrscher nicht imstande sind, für das

Wohlbefinden der Menschen zu sorgen. In einem Land wie die Schweiz, wo der Mensch von einer Fremdherrschaft bedroht und keinen diplomatischen Beistand hat, sieht er nur noch Gott als letzten Halt. Schiller thematisiert also das Religiöse aus der Perspektive der von der Fremdherrschaft bedrohten Figuren. Nicht er oder das Stück ist eigentlich religiös, sondern die Figuren. *Wilhelm Tell* beschreibt das schweizerische Volk im Naturstand, unter dem Druck einer fremden Herrschaftsmacht und ohne diplomatischen Beistand als politisch auf sich selbst überlassen. Der Prozess der Modernisierung drängt mit seiner uneingeschränkten Vorherrschaft in die idyllische Lebenswelt dieses Volkes durch den Anbruch der österreichischen Kolonisierung und droht, es von seinen historischen und kulturellen Traditionen zu entfernen bzw. zur Weltoffenheit gewaltsam zu zwingen. Dieser Tatbestand bewirkt, dass sie sich immer wieder auf Gott beziehen. Es gibt fast keine Seite in *Wilhelm Tell*, wo der Name Gottes nicht erwähnt wird. In Abwesenheit eines schützenden politischen Regimes wird Gott zum potentiellen oder imaginären Beschützer der Schweizer. Hiermit erörtere ich einen Aspekt, der in der Schiller- Forschung wenig berücksichtigt wird.

Das religiöse Verhalten der politisch bedrohten Figuren in *Wilhelm Tell* lässt sich religionstheoretisch mit Ludwig Feuerbach in seiner Abhandlung *Das Wesen der Religion* (1841) erklären. Weil der Mensch bedroht und sich in Schwierigkeiten befindet, „stellt er sich in seinen Göttern als seiend vor; die Götter sind die als wichtig gedachten, die in wirkliche Wesen verwandelten Wünsche des Menschen; ein Gott ist ein in der Fantasie befriedigte Glückseligkeitstrieb des Menschen. Hätte der Mensch keine Wünsche, so hätte er trotz Fantasie und Gefühl keine Religion, keine Götter“ (Feuerbach, 1841: 53). Der bedrohte Mensch stellt sich Gott als einziges höheres Herrschaftsprinzip, das ihn vom Leiden und von Willkürherrschaften befreien kann. In Anlehnung an Feuerbach meint Dirk Großklaus, der Mensch nehme Bezug zu Gott, weil er von Vorgängen abhängig ist, die er nicht beeinflussen kann (Großklaus, 2004: 133f.). Religionstheoretisch versucht Feuerbach, das Verhalten des politisch bedrohten Menschen, der auf sich selbst überlassen wird, begrenzt und schwach ist, psychologisch zu erklären. Dazu schreibt Großklaus:

Ludwig Feuerbach hat sich schon vor Freud mit der psychologischen Seite der Religion auseinandergesetzt, um zu erklären, warum der Mensch überhaupt die Eigenschaften seiner Gattung in ein göttliches Wesen hineinprojiziert. Feuerbach zufolge erfährt sich der Mensch in mehrerer Hinsicht begrenzt. Er ist sterblich, also zeitlich und räumlich festgelegt, er hat immer nur ein beschränktes Wissen von Natur und Geschichte, ist von Vorgängen abhängig, die er nicht beeinflussen kann. Aus diesem Begrenztheitsgefühl heraus entwirft der Mensch ein Wesen, das über diesen Beschränktheiten steht: Gott. Gott ist unsterblich, allgegenwärtig, allwissend. Weil der Mensch die Möglichkeiten seiner selbst als Gattung nicht erkennt und seine Wünsche als Einzelner nicht verwirklichen kann, schafft er sich ein Phantasiewesen, das das Gewünschte in die Tat umsetzen kann. Der Wunsch nach Selbstverwirklichung, nach vollkommenem Glück jenseits aller Beschränkungen, und das Misstrauen in die eigenen Möglichkeiten sind die psychologischen Voraussetzungen der Religion. Die einzige Therapie dieser fundamentalen Entfremdung kann über die Religionskritik erfolgen, die den Menschen wieder ins Zentrum des Universums rückt. Er gewinnt seine Mündigkeit und Handlungsfähigkeit zurück. (Großklaus, 2004: 133f.)

Dirk Großklaus macht eine treffende Bemerkung an Feuerbachs Einstellung zur Religion: „Feuerbachs Religionskritik hat politische Implikationen, ohne direkt politisch zu agieren“ (Großklaus, 2004: 133f.). Der tyrannisierte Mensch sehnt sich nach Gott, weil er von

der Politik misshandelt und schwach geworden ist. Die Sehnsucht des politisch bedrohten Menschen nach Gott ist für Feuerbach kein komfortabler Zustand, sondern ein Zeichen für die schlechte Regierungstätigkeit und der Herrschaft. Der Mensch, der politisch misshandelt und der Religion ausgesetzt ist, ist kein freier Mensch. Die Abhängigkeit von der Religion wegen politischer Marginalisierung macht den Menschen laut Feuerbach unselbständig. Die Religiosität der Figuren in Schillers „Wilhelm Tell“ soll uns nicht nur helfen, Feuerbachs Einstellung zur Religion nicht nur zu verstehen, sondern auch zu relativieren.

Textanalyse

Der Patriarch Walther Fürst im schweizerischen Kanton Unterwalden sieht Gott als einzigen Schutz für die Schweizer. Die Schweizer sind im Kampf gegen eine Fremdherrschaft, Österreich, das zugleich sein Richter ist. Das schweizerische Volk verfügt über keine diplomatischen Beziehungen. Sich auf Gott beziehend, bedauert Walther Fürst diesen politischen Mangel:

Wäre ein Obmann zwischen uns und Oestreich,/So möchte Recht entscheiden
und Gesetz./Doch der uns unterdrückt, ist unser Kaiser/Und höchster Richter – so muß
Gott uns helfen/Durch unsern Arm – erforschet ihr die Männer/Von Schwytz, ich will in
Uri Freunde werben./Wen aber senden wir nach Unterwalden. (Schiller, 2004: 29)

Die politische Lage der Schweizer ist umso schwer, als der Kaiser österreichischer Herkunft ist. Die Schweizer sehen deshalb ihren Kampf um Gerechtigkeit in Bezug auf Gott, der sie schützen soll. Hinsichtlich von Baumgartens Schutz durch Stauffacher nach seiner legitimen Ermordung Wolfenschießens (der Baumgartens Frau vergewaltigen wollte) erklärt Walther Fürst: „O die Gerichte Gottes sind gerecht!/- Baumgarten sagt ihr? Ein bescheid'ner Mann!/Er ist gerettet doch und wohl geborgen?“ (Schiller, 2004: 24). Grausame, unmenschliche und deshalb schwer ertragbare Taten des Unterdrückers erzählen die Schweizer, sich stets auf Gott beziehend, um die Qualen geduldig aushalten zu können. Gott gilt als obere psycho-therapeutische Instanz im Unterdrückungskontext.

Gott hilft dem Not Leidenden und Bedürftigen bzw. politisch Unterdrückten. Als Baumgarten den österreichischen Landvogt Wolfenschießen wegen des Versuchs der Vergewaltigung seiner Frau erschlagen und sich auf die Flucht gemacht hat, wünschen ihm seine Landsleute Glück bei seiner Flucht, zu Gott betend: „Gott sey euch gnädig! Was habt ihr gethan?“ (Schiller, 2004: 6). Baumgarten selber meint, Gott habe ihm bei der Ermordung des Vergewaltigers Hilfe geleistet: „Daß er sein bös Gelüsten nicht vollbracht,/Hat Gott und meine gute Axt verhütet“ (Schiller, 2004: 7). Bei der Flucht ruft er Gott um Hilfe: „Heilger Gott!/Ich kann nicht warten. Jeder Aufschub tötet“ (Ebd.). Der Hirt Kuoni empfiehlt ihm, sich auf Gott zu verlassen: „Greif an mit Gott, dem Nächsten muß man helfen“ (Schiller, 2004: 8). Gott beschwören ist in der Stunde der Not in Schwytz Mittel der Beglückwünschung. So erwidert Baumgarten seinen Landleuten, die für ihn beten: „So helf euch Gott, wie ihr euch mein erbarmet“ (Schiller, 2004: 7).

Tell nimmt Gott zum Leiter, wenn er zum Kahn greift, um Baumgarten forthelfen zu wollen: „In Gottes Namen denn! Gib her den Kahn, /Ich wills mit meiner schwachen Kraft versuchen“ (Schiller, 2004: 9). Tell meint, die Rettung des Nächsten sei eine Pflicht, die Gott fordert: „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt,/Vertrau auf Gott und rette den Bedrängten“ (Schiller, 2004: 9). Das Vertrauen auf Gott sieht er als Bedingung für den Erfolg und er engagiert sich tapfer. Seiner Frau, die sich Sorgen um ihn macht, weil er sich

beim Jagen an den Schluchten in Gefahr bringt, erklärt er: „Wer frisch umher späht mit gesunden Sinnen,/Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,/Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Noth,/Den schreckt der Berg nicht, der darauf gebohren“ (Schiller, 2004: 55). Tell meint, Gott stehe ihm in seinen Kämpfen gegen Risiken und Zufälle bei.

Das Volk in der Schweiz glaubt, nichts sei ohne den Willen Gottes erreichbar. So meint der alte Attinghausen, seine edlen Güter von Gott empfangen zu haben (Schiller, 2004: 34). Stauffachers Frau Gertrude ist der Ansicht, der Erfolg ihres Mannes, Landwirt und Züchter in Schwytz, sei Gottes Segnung. Sie gesteht ihm: „Gesegnet ist dein Fleiß, dein Glücksstand blüht“ (Schiller, 2004: 12). Als Tells Sohn Walther Tell nach Tells Apfelschuss auf seinem Kopf sich mit heftigem Schmerz an Tell schmiegt und „O Vater! Vater! Lieber Vater!“ (Schiller, 2004: 78) schreit, erwidert ihm Tell, die Arme zum Himmel hebend: „Dort droben ist dein Vater! den Ruf an!“ (Schiller, 2004: 79). Tell meint, sein Erfolg beim Apfelschuss sei der Wille Gottes gewesen. Er erklärt Stauffacher: „Der Knab’ ist unverletzt, mir wird Gott helfen“ (Schiller, 2004: 76). Tell erklärt seiner Frau, sein Sieg über die Tyrannei sei der Wille Gottes gewesen: „O Hedwig, Hedwig! Mutter meiner Kinder!/Gott hat geholfen –/Uns trennt kein Tyrann mehr“ (Schiller, 2004: 118).

Der Hirt Kuoni sieht die Mordtat Baumgartens und das Unternehmen Tells, ihn zu retten, als von dem Willen Gottes ermöglicht und Baumgarten und Tell glauben, unter dem Schutz Gottes zu stehen. Als der Hirtenknabe Seppi die Aufmerksamkeit Kuonis auf die Ankunft der Reiter des Landvogts lenkt, erklärt er: „Weiß Gott, sie sinds! Das war Hülf in der Noth“ (Schiller, 2004: 10). Bei der Drohung der Reiter des Landvogts, die Herden und Hütten niederzuwerfen, wendet sich der Hirt Ruodi verzweifelt an den Himmel: „Gerechtigkeit des Himmels, /Wann wird der Retter kommen diesem Lande?“ (Schiller, 2004: 11). Der Landpatriarch Pfeiffer ruft Gott um Hilfe, um das unter der habsburgischen Herrschaft leidende schweizerische Volk zu unterstützen: „Gott schirme euch bei eurer alten Freiheit!“ (Schiller, 2004: 11). Gott bleibt der einzige Bezugspunkt und der letzte Halt für das von der Fremdherrschaft unterdrückte Volk. Gott ist für sie Sinnbild der Hoffnung gegenüber den Ausschreitungen der Politik.

Als Tell den Apfel vom Kopf seines Sohnes auf Befehl des Tyrannen Geßler völlig unerwartet schießt, ahnt das Volk, das dem spektakulären Ereignis beiwohnt, Tells Erfolg sei göttlich gelenkt. Werner Stauffacher erklärt Tells Frau Hedwig im Totenhaus des alten Attinghausen dazu: „Ihr solltet Gottes gnädige Schickung preisen,/Die es so gut gelenkt“ (Schiller, 2004: 87). Auch der Tyrann Geßler, der sich für Gott auf Erden hält, ist erstaunt und glaubt an ein Eingreifen Gottes bei diesem Erfolg: „Bei Gott! der Apfel mitten durchgeschossen!/Es war ein Meisterschuß, ich muß ihn loben“ (Schiller, 2004: 87). Hinsichtlich von Tells Erfolg erklärt der alte Stauffacher: „Gott sei gelobt“ (Schiller, 2004: 87). Auch Bertha von Brunek lobt Gott für die geschickte Tat Tells: „O gütger Himmel!“ (Schiller, 2004: 87). Pastor Rösselmann denkt aber: „Der Schuß war gut, doch wehe dem, der ihn/Dazu getrieben, daß er Gott versuchte“ (Schiller, 2004: 87). Damit warnt Rösselmann den Tyrannen vor der Versuchung Gottes. Tells Erfolg verweist auf den Sieg der Gerechtigkeit über die Tyrannei.

Die Macht Gottes beruht im Gegenteil zu der des Tyrannen auf der Herstellung des Guten und der Gerechtigkeit. Davon überzeugt erklärt Gertrude ihrem fleißigen Mann Stauffacher: „über dir erkennst du keinen Herrn/Als nur den Höchsten in der Christenheit“ (Schiller, 2004: 11). Gertrude ermutigt ihren Ehemann Stauffacher zum Nachdenken über eine gemeinsame Volksaktion gegen die österreichische quasi-koloniale Repression in der

Schweiz, mit der Unterstützung Gottes rechnend: „So acht ich wohl, Gott würd’ euch nicht verlassen, /Und der gerechten Sache gnädig seyn“ (Schiller, 2004: 14). Mit der Hilfe Gottes wird es dem Volk gelingen, das vom Tyrannen bewirkte Böse zum Guten zu verwandeln. Mit der Unterstützung Gottes rechnend, ermutigt Gertrude ihren Mann: „Ihr seid auch Männer, wisset eure Axt/Zu führen, und dem Muthigen hilft Gott!“ (Schiller, 2004: 15).

Gott steht dem Notdürftigen im Kampf für die Gerechtigkeit bei. Der Wirbelsturm, der Tells Seedeportation durch den Tyrannen Gessler zum Kaiser nach Küßnacht verhindert, sehen Tell und das Volk als von Gott bewirkt. Durch die Natur manifestiert Gott seine Rache gegen Gesslers Tyrannei. Tell erzählt dem Fischer am Vierwaldstättersee, wie ihn Gott im Ungewitter rettete:

Beim kleinen Axen, da verhängt’ es Gott,/Daß solch ein grausam mörderisch
Ungewitter/Gählingsherfürbrach aus des Gotthards Schlünden/Daß allen Ruderern das
Herz entsank,/Und meinten alle, elend zu ertrinken./Da hört’ ichs, wie der Diener einer
sich/Zum Landvogt wendet’ und die Worte sprach:/Ihr sehet Eure Noth und unsre,
Herr,/Und daß wir all am Rand des Todes schweben –/Die Steuerleute aber wissen
sich/Für großer Furcht nicht Rath und sind des Fahrens/Nicht wohl berichtet – Nun aber
ist der Tell/Ein starker Mann und weiß ein Schiff zu steuern,/Wie, wenn wir sein jezt
brauchten in der Noth?/Da sprach der Vogt zu mir: Tell, wenn du dirs/Getrauest, uns zu
helfen aus dem Sturm,/So möcht’ ich dich der Bande wohl entledgen./Ich aber sprach: Ja,
Herr, mit Gottes Hülfe/Getrau ich mirs, und helf uns wohl hiedannen./So ward ich
meiner Bande los und stand/Am Steuerruder und fuhr redlich hin./Doch schiel’ ich
seitwärts, wo mein Schießzeug lag,/Und an dem Ufer merkt’ ich scharf umher,/Wo sich
ein Vortheilauft hat zum Entspringen./Und wie ich eines Felsenriffs gewahre,/Das
abgeplattet vorsprang in den See. (Schiller, 2004: 84)

Die Inkompetenz von Gesslers Seefahrern im Ungewitter kommt Tell zugute. Er darf auf Befehl des Tyrannen, der ihn frei macht, den Kahn weiter fahren. Tell nutzt die Gelegenheit, um sich zu retten. Tell gesteht dem Fischer, seine Rettung erfolge durch „Gottes gnädige Fürscheidung“ (Schiller, 2004: 83).

Nicht in der Politik, sondern bei Gott herrscht die Gerechtigkeit. Tell meint, Gott verkörpere diese Gerechtigkeit. Gegenüber dem Bau des „Zwing Uri“, dem Kerker, den Österreich für das schweizerische Volk errichtet, erklärt Tell: „Was Hände bauten, können Hände stürzen./Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet“ (Schiller, 2004: 17). Damit meint er, Gott habe den Menschen frei geschaffen. Der Mensch soll frei leben. Der politische Kampf soll sich danach richten, Hemmnisse der Freiheit zu überwinden. Durch die Mühe um die Gerechtigkeit und Freiheit nähert sich der Mensch Gott, d.h. dem absolut Guten und Wahren. In der Volksversammlung zu Rütli, die ein Schnittpunkt zwischen den kämpfenden Kantonen Schwyz, Uri und Unterwalden ist, kommt die Figur Rösselmann zu Wort und richtet sich an das Volk im Namen Gottes, weil Gott die Gerechtigkeit, auf deren Suche sie sind, inkarniert:

Hört was mir Gott in’s Herz giebt, Eidgenossen!/Wir stehen hier statt einer
Landsgemeinde/Und können gelten für ein ganzes Volk,/So laßt uns tagen nach den alten
Bräuchen/Des Lands, wie wir’s in ruhigen Zeiten pflegen./Was ungesetzlich ist in der
Versammlung,/Entschuldige die Noth der Zeit. Doch Gott/Ist überall, wo man das Recht
verwaltet,/Und unter seinem Himmel stehen wir. (Schiller, 2004: 42)

Für Rösselmann hilft Gott jedem Menschen, der für die Gerechtigkeit sorgt. Er bringt dem gerechten Menschen Schutz und Sicherheit, die er im eigenen Herzen empfinden kann. Was Gott für die Freiheit des Menschen geschaffen hat, kann nicht vom Menschen zunichte gemacht werden. Freiheit ist anthropologisches Bedürfnis des Menschen. Der Mensch ist deshalb ständig auf der Suche nach Freiheit. Der Mensch und vor allem der Tyrann, der sich für einen gottgleichen Demiurg auf Erden hält, sind keineswegs fähig, Gottes lebensrelevante Werke und Schaffungen auf Erden zu ersetzen. So betrauert der junge Melchthal die Situation seines Vaters, dem der Tyrann das Augenlicht entzieht, mit dem Bedauern, ihm keines seiner beiden eigenen Augen schenken zu können:

O eine edle Himmelsgabe ist/Das Licht des Auges – Alle Wesen leben/Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf –/Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte./Und er muß sitzen, fühlend, in der Nacht,/Im ewig Finstern – ihn erquickt nicht mehr/Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,/Die rothen Firnen kann er nicht mehr schauen –/Sterben ist nichts – doch leben und nicht sehen, /Das ist ein Unglück – Warum seht ihr mich/So jammernd an? Ich hab’ zwey frische Augen,/Und kann dem blinden Vater keines geben,/Nicht einen Schimmer von dem Meer des Lichts,/Das glanzvoll, blendend, mir ins Auge dringt.(Schiller, 2004: 26)

In dieser Hymne an den Segen Gottes fungiert Gott als Katalysator des Lebens für alle Lebewesen durch die Erzeugung des Lichts. Durch das Augenlicht gelingt es dem Menschen, die Reize der Natur, die Gott verkörpert, zu erfahren. Das Augenlicht sieht Melchthal als „Des Aermsten allgemeines Gut“ (Schiller, 2004: 27). Im Volksparlament in Rütli macht Rösselmann den Unterschied zwischen dem Tyrannen und Gott. Nicht den Tyrannen sollte man befürchten, sondern Gott. Gott soll man trauen. Er erklärt: „Wir wollen trauen auf den höchsten Gott/Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen (Die Landleute umarmen einander)“ (Schiller, 2004: 53). Mit dieser Aussage ermutigt Rösselmann seine Landsleute im Kampf gegen den Tyrannen.

Nicht der Tyrann, sondern Gott ist allermächtiger Herrscher und der letzte Halt auf Erden. Bevor Tell den Tyrannen Hermann Geßler an der hohlen Gasse in Küßnacht trifft und ermordet, erklärt er in seinem Vorsatzmonolog zu Geßlers Schicksal: „Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt/Fort muß du, deine Uhr ist abgelaufen“ (Schiller, 2004: 96). Tell will Geßler zeigen, dass nicht er der erbärmliche Tyrann, sondern Gott der allmächtigste Herrscher auf Erden ist. Auch der Leibwächter des Tyrannen, Rudolph der Harras rät Geßler, nachdem Tells Pfeil ihn durchbohrt hat, er solle um die Erbarmung Gottes bitten: „Welchgräßliches Ereigniß – Gott – Herr Ritter –/Ruft die Erbarmung Gottes an – Ihr seid/Ein Mann des Todes!“ (Schiller, 2004: 103). Im Namen Gottes, der Zeuge von Gesslers Tyrannei ist, bringt Tell Geßler um. In seinem Vorsatzmonolog hört man: „Es lebt ein Gott zu strafen und zu rächen“ (Schiller, 2004: 96). Der Rekurs auf Gott zum Zweck des Verbrechens ist aber anfechtbar, denn auch der unmoralische Verbrecher will mithilfe Gottes handeln. Johannes Parricida, der den Kaiser willkürlich ermordet hat, zählt auch auf Gott. Er erklärt Tell, der ihn kurz bei ihm empfängt: „Ihr seid der Tell! Ach es ist Gottes Hand/ Die unter euer Dach mich hat geführt“ (Schiller, 2004: 119).

In *Wilhelm Tell* gilt die Hinwendung zu Gott als Mittel der Herstellung der Gewaltfreiheit. Das schweizerische Volk, das keinen Schutz von außen genießt und allein steht, sieht nur noch „Gott“ als Hoffnungspotential und Zufluchtsinstanz, da im Lande keine Rechtsinstitutionen bestehen. Der Landespatriarch Stauffacher aus Uri meint:

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht,/Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,/Wenn unerträglich wird die Last – greift er/Hinauf getrost in den Himmel/Und hohlt herunter seine ewgen Rechte,/Die droben hangen unveräuserlich/Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst –/Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,/Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht –/Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr/Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben.(Schiller, 2004: 47)

Stauffacher ist der Meinung, man solle erst zu Waffen gegen den Aggressor greifen, wenn alle friedlichen Verhandlungsmittel erschöpft sind. Gott erfasst er als obere Instanz, die stets für den Frieden sorgt. Die Hinwendung zu Gott verhindert das Vertrauen in Gewalt. Pastor Reding, der als Altlanddammann (Bezeichnung für den Vorsitzenden der Kantonsregierung in der Schweiz, wie in Uri, Schwyz, Appenzell, Argau etc.) in das Volksparlament in Rütli gewählt wird, erklärt: „Gott hilft nur dann, wenn Menschen nicht mehr helfen“ (Schiller, 2004: 49). Dadurch fordert Schiller zu mehr Toleranz und Gewaltlosigkeit unter den Menschen auf. Durch die Treue zu Gott sollte man statt der Gewalt sanfte Mittel hinsichtlich des kriegerischen Herrschers gebrauchen. Hierzu erklärt Reding seinen Landsleuten:

Eidgenossen!/Sind alle sanften Mittel auch versucht?/Vielleicht weiß es der König nicht, es ist/Wohl gar sein Wille nicht, was wir erdulden./Auch dieses letzte sollten wir versuchen,/Erst unsre Klage bringen vor sein Ohr,/Eh' wir zum Schwerte greifen. Schrecklich immer/Auch in gerechter Sache ist Gewalt. (Schiller, 2004: 49)

Die Furcht vor Gottes Strafe sollte Menschen daran hindern, das Böse zu tun. Angesichts des Beharrens des Tyrannen Geßler, Tell solle einen Apfel vom Kopf seines eigenen Kindes mit einem Pfeil schießen, erklärt Rösselmann empört: „O denket, daß ein Gott im Himmel ist,/Dem ihr müßt Rede stehn für eure Thaten“ (Schiller, 2004: 72). Geßler zwingt Tell zum Schuss des Apfels vom Kopf seines Kindes auch wegen Tells Bereitschaft, alle retten zu wollen. Der Schuss ist eine Strafe, die der Tyrann über Tell verhängt. Diese Strafe erreicht ein biblisches Ausmaß, wenn der Tyrann Tell mit folgender höhnisch-provozierender Äußerung, die an die Rettung Baumgartens durch Tell anknüpft, herausfordert: „Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuß./– Du kannst ja alles, Tell, an nichts verzagst du,/Das Steuerruder führst du wie den Bogen,/Dich schreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt,/Jetzt Retter hilf dir selbst – du rettetest alle!“ (Schiller, 2004: 74). Die Forschung bezieht diese Äußerung auf das biblische Zitat: „Jetzt Retter hilf dir selbst“, das auf Christi Kreuzigung verweist: „helf dir selber! (...) steig herab vom Kreuz!“ (Schulze: Schiller, a.a.O.: 230). Schillers Neigung zum Religiösen könnte zum Teil auf Schillers religiöse Erziehung im Elternhaus zurückgeführt werden. Für den Frankfurter Germanisten Matthias Schulze-Bünto sind tägliche Hausgebete ein wesentliches Ritual in Schillers Familienleben gewesen. Seine Kindheit und Jugend sind von einem Kontakt zu religiösen Ritualen geprägt (Schulze-Bünto, 1993).

Aus Schillers Sicht könnte die politische Modernisierung dadurch erfolgen, dass sowohl Unterdrückte und vor allem Herrscher, wie ich in der Interpretation von Schillers *Räubern* gezeigt habe, ihre animalischen Triebe und Leidenschaften unterdrücken. Die Menschen sind Gottes Ebenbild und sollten gemäß diesem Bild, d. h. menschlich handeln. Die politische Modernisierung bzw. die Herstellung der Gerechtigkeit könnte erfolgreich

zustande kommen, wenn der Mensch sich Gott zuwendet als Vertreter dieser Gerechtigkeit. *Wilhelm Tell* thematisiert die Distanzierung von Gott als Hindernis zum Projekt der politischen Modernisierung als Herstellung der Gerechtigkeit und der Demokratie. Im Kontext des Durchbruchs der Moderne als Vorwärtsbewegung, in dem das Stück sich abspielt, scheint die Hinwendung zu Gott aber eher eine Rückwärtsbewegung zu sein. Für ihr politisches Wohlbefinden versuchen die Schweizer, diese Rückwärtsbewegung zu realisieren. In Anlehnung an Hans-Jörg Knoblauch versucht Georg-Michael Schulz, die Realisierung dieser Bewegung durch die Schweizer zu zeigen: „Nicht anders als Attinghausen, der ‚die alten Zeiten‘ noch gesehen hat, und ‚die alten Sitten‘ ehrt, wollen gerade auch die Bauern sich an das ‚Alte‘, das ‚Würdige‘ halten und betonen daher Elemente eines nachgerade vorstaatlichen Naturzustandes – was sicher von dem Einfluss Rousseaus zeugt. Die ‚alte Sitte‘ erscheint ihnen von der gleichen Dauerhaftigkeit wie die Natur selbst“ (Schulz: Schiller, a.a.O. : 228). Schulz meint, diese rückwärts gewandte Weltsicht der Schweizer bestimme ihre politische Auffassung: „Die quasi naturhafte Beständigkeit der Lebensverhältnisse soll auch in politischer und rechtlicher Hinsicht unangetastet bleiben“ (Schiller, 2004: 228). Das bestätigt die Figur Walther Fürst im Text: „Die alten Rechte, wie wir sie ererbt/Von unsern Vätern, wollen wir bewahren,/Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen“ (Schiller, 2004: 50). Die Orientierung an der eigenen Vergangenheit bringt sie dazu, sich selbst regieren zu wollen. Da Gott aber nicht nur Vergangenheit, sondern auch Gegenwart und Zukunft ist, handeln die Schweizer realistisch, indem sie sich zugleich dem Neuen nicht entziehen. Der Kampf gegen die habsburgische Hegemonie führt sie dazu, ihre alte Freiheit unter neuen bzw. demokratischeren Bedingungen zu dynamisieren. Dabei lassen sie sich stets von Gott begleiten. Über die Strategie nachdenkend, an welchem Ort des Landes die Schweizer Österreich am besten Widerstand leisten können, schlägt der Patriarch Walther Fürst das Rütli, das heimlich im Gehölz liegt, und wo alle schweizerischen Länder aneinander grenzen: hier könnten die Leute „gemeinsam das Gemeinsame besprechen und es mit Gott beschließen“ (Schiller, 2004: 30).

Schlussfolgerungen

In Friedrich Schillers *Wilhelm Tell* wird der Bezug zu Gott stets da genommen, wo das kämpfende schweizerische Volk selber den Erfolg seiner Unternehmungen und Aktionen nicht bestimmen kann. Dieses Verhalten der Schweizer zeugt von der Authentizität des historischen Ursprungs des Textes im 14. Jahrhundert als eine Zeit, in der die Religionskritik noch nicht vollstellbar war. Die starke Rekurrenz der Hinwendungen der Figuren zu Gott in Schillers Drama verweist auf die Vielfalt der Ungerechtigkeitsformen, die sie in diesem Drama erleiden. Gott gilt in *Wilhelm Tell* als obere psycho-therapeutische Instanz im Unterdrückungskontext. Politische Unrechtkontexte auf der Welt verstärken das Verhältnis der politisch bedrohten Völker zu Gott, weil sie von Vorgängen abhängig sind, die sie nicht beeinflussen können. Religionskritik im Sinne von Feuerbach kann deshalb auch heute nur in Gesellschaften erfolgen, in denen der Mensch politisch frei und auch von finanziellen Zwängen frei ist. Die Vorstellung von Gott erfüllt im Drama des Weimarer Klassikers Schiller zudem eine literaturgeschichtliche Funktion. Die Gottesfurcht beschreibt er in *Wilhelm Tell* als Mittel der Erlangung der Gewaltfreiheit, die ein großer Wert der Weimarer Klassik ist.

BIBLIOGRAPHIE

- FEUERBACH, Ludwig, (1841), *Das Wesen der Religion*, Stuttgart, Reclam Verlag.
- GROSSKLAUS, Dirk, (2004), *Philosophische Religionskritik. Debatten am offenen Grabe Gottes*, in: Philipp Thomas, Ekkehard Martens (Hg.), *Religionsphilosophie. Praxishandbücher Philosophie / Ethik*, Bd.3, Siebert Verlag, Hannover, SS. 133-147.
- KLIEMENN, Peter, REINERT Andreas, (2009), *Thema: Gott. Texte – Hintergründe – Informationen*, Stuttgart, Calwer Verlag.
- SCHILLER, Friedrich, (2004), *Wilhelm Tell*, Stuttgart, Reclam.
- SCHULZE-BÜNTE, Matthias, (1993), *Die Religionskritik im Werk Friedrich Schillers*, Frankfurt/M. Berlin, Lang.